

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: - (1917)
Heft: 2

Artikel: Ulysses Adalbert v. Salis-Marschlins (1795-1886) : ein Lebensbild
Autor: Salis-Marschlins, Meta von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-395979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS. ←—

Ulysses Adalbert v. Salis-Marschlins (1795—1886.)

Ein Lebensbild.

Von Dr. Meta von Salis-Marschlins, Basel.

In einer Zeit, in welcher die Mehrzahl gewöhnt ist, den Rahmen entscheiden zu lassen, ob das Bild der Betrachtung wert sei, sind die überaus einfachen Linien, in denen das Leben von Ulysses Adalbert von Salis verlief, schlecht geeignet, den Blick auf seinen Charakterkopf zu ziehen. Für die Minderzahl liegt die Sache anders, zu ihr wird der Inhalt sprechen, der sich hier die Form ausgeprägt hat.

Ulysses Adalbert von Salis-Marschlins ist als Sohn des Karl Ulysses von Salis und der Anna Paula von Salis-Seewis (Schwester des Dichters) geboren am 6. April 1795 auf Schloß Marschlins. Seine Kindheit fiel in jene Jahrhundertwende, an der die französische Revolution und die anschließenden Kriege in ihren Ausstrahlungen auf Bünden dem Parteihaß und Neid der demagogischen Führer, der Masse, wie einzelner willkommene Gelegenheit boten, den allgemeinen Notstand für Familie und Haus eines der ehemals Mächtigsten¹ noch zu verschärfen. Ulysses Adalbert blickte ganz jung in Abgründe, die es ihm für immer

¹ Ulysses v. Salis-Marschlins 1728—1800, der Vater von Karl Ulysses, zwischen 1768—1792 französischer Ministerresident in den III Bünden.

unmöglich machten, Rousseaus Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur zu teilen. Der pekuniäre Ruin des Vaters mit seinen Folgen und die 1806 beginnende Geisteskrankheit der Mutter, von der erst der Tod im Jahr 1840 sie befreite, warfen unverwischbare Schatten in die Seele des frühreifen Kindes.

Hauslehrer erteilten ihm den ersten Unterricht, unter ihnen Magister Rösch, der sich an der „Alpina“ und am „Neuen Sammler“ des Karl Ulysses beteiligte. Mit ihm und in sein Haus übersiedelte Ulysses Adalbert im Knabenalter nach Schorndorf, wo er das Gymnasium besuchte, von dem er im Herbst 1812 zur Universität nach Tübingen abging. Über den pädagogischen Wert dieses Lebensabschnitts berichtet er zusammenfassend am 18. Juli 1829 aus Bastia: „Wenn ich die Gesellschaft nicht liebe, so habe ich gute Gründe... Meine erste, gerade unter diesem Gesichtspunkt besonders vernachlässigte Erziehung, meine Kurzsichtigkeit und andere Ursachen ... haben mich veranlaßt, dem Angenehmsten zu entsagen, dessen sich der Mensch erfreuen kann, d. h. der aus Herren und Damen gemischten Gesellschaft. Alles in der Welt ist Gewohnheit, aber es gibt Dinge, die man in einem gewissen Alter nicht mehr lernt und ich meinstetils habe, dank Herrn Rösch, nie gelernt, eine Verbeugung zu machen und meinen Gruß geziemend vorzubringen.“²

In Tübingen galt es, sehr gegen seine Neigung, die Rechte zu studieren, um eventuell in Württemberg Staatsdienste zu nehmen, weil das Vaterland keine Aussicht auf ein Fortkommen bot. Dieser Plan wurde jedoch nicht verwirklicht, sondern Ulysses Adalbert trat am 14. August 1816 als Capitain Juge (Richter mit Hauptmannsrang) ins französische IV. Schweizerregiment der Linie, dem er bis zur Abdankung der Schweizerregimenter unter Louis Philippe angehörte, nachdem er 1821 Grand Juge geworden war. Der Etat de Service ist vom 31. Dezember 1830, die Cessation du service datiert darin vom 25. Oktober, die letzte Abrechnung lautet:

² Irrtum! Ul. Adalbert machte auf andere in späteren Jahren den Eindruck vollendeter Courtoisie.

11½ mois de solde de gratification	275.—
Solde de la Caisse de musique	9.15
	<u>284.15</u>

Dépenses à déduire

Port de bagages de Bastia à Besançon	3.—
	<u>281.15</u>

Während der ersten Dienstjahre in Frankreich verlor Ulysses Adalbert den mütterlichen Oheim, Johann Ulrich von Salis-See-
wis, den ersten kritischen Geschichtsforscher Bündens (1817)
und den Vater (1818), d. h. nächst seinem väterlichen Groß-
vater für ihn die leuchtendsten und geliebtesten Gestalten, an
denen sein Herz wie nie wieder an jemand hing. Im Herbst
1813 war er zum ersten und einzigen Mal auf Ferienbesuch zu
Hause gewesen, hatte er Vater und Oheim zum letzten Mal ge-
sehen.

Ich habe einmal eine Silberpappel gepflanzt, die wuchs und
sich ausbreitete. Als sie nach etwa fünf Jahren ein schlankes
Bäumchen war, in dessen Zweigen der Vollsafft des Frühlings
trieb, brach der Mittelast unter dem in den Gipfel gestiegenen
Kater. Ein Nebenzweig schob sich allmählich so an seine Stelle,
daß, wer es nicht wußte, die wulstige Narbe, die zurückblieb,
nicht gewahrte. Ein paar Frühlänge später trat im April ein
Schneefall ein, in dessen Folge von oben bis unten am Stamm
etliche Zweige knickten. Der Baum überwand auch das und
wurde hoch und stark, aber wer sich auf Silberpappeln verstand,
sah, daß ihm die weiche Rundung des Wipfels fehlte, die ihnen
sonst eigen ist, und statt deren hier eine spitze, schlanke Form
vorwaltete. Ulysses Adalbert war dieser Silberpappel ähnlich.
Zu reich, um zu verkümmern, hat er doch das im Jungtrieb Ab-
gebrochene naturgemäß nicht ersetzen können.

Forschen wir, aus welcher Richtung ihm Erhebung und
Trost zugeflossen sind, so herrscht kein Zweifel über die Ant-
wort. Mit sechs Jahren hat er seine poetische Begabung gewalt-
sam vor die Tür befördert, indem er ein Heft voll eigener Ge-
dichte verbrannte und nie wieder eins machte. Aber der erste
Tag, an dem die Natur zu ihm sprach, kann kaum zu früh an-
gesetzt werden; fraglich bleibt nur, ob ein Sonnenstrahl, eine
Vogelstimme oder eine Blüte den Vorrang hatte unter den Seg-

nungen, die er weder dankbar zu genießen, noch bitter zu entbehren jemals aufhörte.

1809 schreibt er an eine Tante von der Spärlichkeit der botanischen Ausbeute in der Umgebung von Schorndorf im Vergleich zu den Schweizerbergen. Von Clermont aus läßt er 1818 den Papa bitten, seine Pflanzensammlung in Obhut zu nehmen.

Auch in Frankreich fand er Zeit und Stimmung, seiner Liebhaberei für Pflanzen nachzugehen, sobald die Pflichten des Berufs erfüllt waren. In Lyon, Clermont und wieder Lyon, in Toulon, Cherbourg, Havre, Nîmes, Bastia, wie seine Garnisonen der Reihe nach lauteten, blieb er ihr treu. Sein je nach der Garnison und ihren Getränken — der Most der Normandie führte zahlreichere Ausschreitungen herbei als der Wein in der Provence — mehr oder minder strenger Dienst, seine Freude am Theater, besonders an der Oper — im November 1820 bewunderte er Talma in Lyon, in Paris hörte er 1825 Madame Pasta — hielten ihn von Exkursionen nicht ab. Was verschlug es ihm, daß die leichtblütigeren Kameraden ihn spottend fragten, ob er in seinen Pflanzenkisten Winterung für eine Kuh aufspeichere? Solange er den „Zauber des Meeres, blauen Himmel und viel, sehr viel Hitze“ zur Verfügung hatte — die vorübergehende Aussicht, in portugiesischem Dienst nach Brasilien zu gelangen, reizte ihn mehr als sie schreckte —, solange befand er sich in seinem Element. Cherbourg und Havre dagegen mit ihrem ewig grauen Himmel und den bis an den schmalen Küstensaum reichenden Kulturen, verstimmten ihn körperlich und geistig.

Einzelne Briefe an die jüngere Schwester sind reizend. So selten und ungern der Großrichter die Feder ansetzte, er war ein Briefschreiber trotz vieler, launig, liebenswürdig und nicht minder knapp und scharf im Aperçu, als anschaulich in der Beschreibung. Wie er die Rhone und Saone entlang gewandert, bei der Versetzung von Toulon nach Cherbourg den größten Teil der Strecke zu Fuß gegangen ist, wie er die Sevensen besucht, in Nîmes trotz Julihitze 10 bis 12 Meilen weite Spaziergänge vor sich gebracht, von Nîmes nach Toulon abermals zum Pilgerstab gegriffen hat, das erzählt er mit dem Brio eines Könners und Kenners. Desgleichen die Besteigung des Mont Ventoux, von der ein Kamerad nach der ersten Stunde aus Furcht abstand, indessen Ulysses Adalbert nicht eine der vor-

aus verkündeten vielen Vipern zu Gesicht bekommt und mitten aus der todesstarren Steinwelt oben die wundervolle Rundschau durstig in sich trinkt.

Den Gipfel der Naturgenüsse erreicht Ulysses Adalbert während seines Aufenthaltes in Korsika, wo er vom 28. Februar 1828 bis in den Herbst 1830 blieb. Nicht die vortreffliche Küche von Mons. Roland, weiland Koch Sr. Kaiserl. Maj. Napoleons I., welche die Kameraden für die Wildheit der Insel einigermaßen schadlos hielt, gerade diese Wildheit tat es ihm an.

Am 8. März 1828 schreibt er der Schwester: „Unverweilt bestieg ich die Hügelkette am Meeresstrand und fand eine herrliche Vegetation, die viel weiter vorgerückt war als in Toulon, aber wenig bebautes Land, was mich, den Pflanzenfreund, nicht im geringsten schmerzte! Übrigens bot sich meinen erstaunten Augen in den kleinen Gärten um St. Florent der Anblick von Palmen in freier Erde, zahlreichen Sträuchern indischer Feigen und von Olivenbäumen, die viel höher und von größerem Umfang waren als in Nîmes.“ Am 28. Februar 1829 heißt es: „Eine vierzehntägige Wanderung, die ich letzten Juli während der großen Hitze in das Innere der Insel vornahm, hat mir äußerst wohl zugeschlagen; und da ich damals etwas zu spät mich aufmachte, so daß ich der Blümlein nur wenige noch zu pflücken fand, so will ich dieses Jahr schon im April, wenn Gott und der Oberst wollen, mich in die wildesten Dickichte des mittäglichen Teils von Korsika verkriechen und dort unter sogenannten Banditen und wilden Schweinen ein königliches Leben führen. — Das ganze Regiment hoffte diesen Frühling wieder nach Frankreich zurückzukehren, allein die Aussicht hierzu verschwindet immer mehr, und zu meinem großen Troste wird es wohl noch ein Jährchen dauern, ehe wir dies expreß für mich geschaffene Klima gegen irgend ein nasses, nebliges Loch auf dem Festlande vertauschen.“ Und am 18. Juli 1829: „Als Dein Brief in Bastia ankam, ging ich getrost einige 30 Meilen davon entfernt in Porto Vecchio am Strand spazieren, und dann blieb er noch sechs Wochen in der Tasche des Briefboten, ehe er in meine Hände überging. Erst am 13. Juni, genau zwei Monate nach meinem Aufbruch, kam ich hierher zurück, nachdem ich mit Ausnahme von Cap Corso, das ich bequem von hier erreichen kann, die ganze Insel umwandert hatte. Etwas schlech-

tes Wetter war das schlimmste, was mir in die Quere kam. Sonst war mein Befinden vortrefflich; es gab Pflanzen in Fülle und keine unliebsame Begegnung mit Banditen. Diese Menschen haben zu guten Instinkt, um dem etwas zu leid zu tun, welcher der einzige ist, sie zu entschuldigen, wenn die Tugendspiegel die Freundlichkeit haben, alle Korsen Schufte zu nennen, die man schockweise hängen sollte. Unter diesen strengen Sittenrichtern anderer befinden sich oft Subjekte, in deren Hand ich keinen Viertellouisd'or sicher wüßte. Aber so ist es schon lange zugegangen in der Welt und es hat nicht den Anschein, als ob es besser werden wollte. Splitter und Balken! Ich hätte Dich gerne zuweilen zur Gefährtin meiner Unternehmungen gehabt, besonders an den Warmquellen von Pietra Pola, wo ich 10 Tage blieb und fleißig badete, um einen Anfall von Rheumatismus los zu werden, der seitdem auch nicht wiedergekehrt ist. Hohe, damals schneebedeckte Berge, die im Halbkreis das Tälchen umfassen, dem die warmen Quellen entspringen, ringsum die wilde Einsamkeit der Makis mit ihrem grünen Kranze, das unaufhörliche Tosen des Abbatesco, der sich über die Felsblöcke stürzt, von denen sein Bett übersät ist, vollständige Abwesenheit menschlicher Wesen, wenn nicht etwa zwei oder drei Maurer an einem für die Badegäste (die noch nicht da sind, weil die Saison noch nicht angebrochen ist) bestimmten Gebäude arbeiteten oder ein bis an die Zähne bewaffneter Bauer durch den Busch nach Ornaso oder Isolaccio ging — das war ein Aufenthalt, wie für mich geschaffen. Tagelang kletterte ich im Flußbett auf und nieder; manches kleine Bergpflänzchen war durch die reißenden Wellen hierher geschwemmt worden und harnte im stillen Versteck zwischen den Kieseln des Liebhabers, der es pflückte. Während der Leutnant der korsischen Voltigeurs, dem das im Bau begriffene Haus, welches ich erwähnte, gehört, nur in Begleitung von vier Mann seiner Kompagnie die Arbeiten zu beaufsichtigen wagte und auch so vor einer plötzlich treffenden Kugel nicht sicher war, konnte ich allein und unbewaffnet diesen übelberüchtigten Distrikt durchforschen. So fest steht es, daß der Korse nicht Brigant und Mörder von Beruf ist! Rache — ja das ist etwas anderes, das ist ein Artikel, der bei ihm noch vor dem lieben Gott kommt, und wer sich nicht rächt, verliert seinen guten Ruf bei den übrigen. Ein verhängnisvolles Vor-

urteil! Aber ehe man ihn verdammt, müßte man die Geschichte des Landes, den Charakter von Menschen, welche unter dem heißen Himmel des Südens geboren sind, und auch die oft ebenso verwerflichen Vorurteile anderer Nationen genau kennen. Der Leutnant, von dem ich berichtete, daß er die Rache der Einwohner von Isolaccio fürchten muß, hat selber schuld. Trotzdem er verheiratet ist, hielt er in seinem Hause eine Mätresse, die er vor kurzem durch einen zufällig losgegangenen Flintenschuß tötete. So urteilte das Tribunal, aber die Verwandten der Frau, die gegen ihr Verweilen im Hause eines verheirateten Mannes nichts eingewendet hatten, haben sich in den Kopf gesetzt, daß ihre Ehre durch ihren Tod, den sie nicht dem Ungefähr zuschreiben, verletzt sei.“

Es war im Jahr 1831, daß Ulysses Adalbert in sein Vaterland zurückkehrte, das er während fünfzehnjähriger Abwesenheit ein einzigesmal auf dreimonatlichen Urlaub besucht hatte. 1835 wurde er als Mitglied der bündnerischen Konfiskakommission ins Veltlin entsandt, wo er an der Liquidation der Ansprüche zahlreicher Familien, u. a. der seinigen, auf ihnen 1797 entrissene Güter und Forderungen, innerhalb der von Österreich zugestandenen Grenzen, mitarbeitete. Der Langeweile und Unerquicklichkeit der neuen Aufgabe wußte er durch die Besteigung des Monte Legnone und andere von dem — 1836 durch Lawinen zerstörten — Bergdörflein Girola aus unternommene Streifzüge etwelchen Reiz beizumischen. Aber die Erfahrungen in Morbegno, trotz angenehmer Zwischenabwesenheiten in Bondo, St. Moritz, Chiavenna und Mailand — wo er die Malibran hörte — waren derart, daß er schon im Frühling 1836 schreiben konnte: „Ich verwünsche es, in diesesland zurückgekehrt zu sein. Ich hatte nie Ursache, von den Menschen überhaupt gute Meinung zu haben, aber so schlecht hatte ich sie mir doch nicht vorgestellt, wie sie hier unter den sogenannten höhern Ständen sich zeigen.“

Er empfand das Ende des Geschäfts als eine Befreiung. Gerne wandte er sich 1837 wieder nach Marschlins, wo ihn die jüngere Schwester in der seit 1833 eingerichteten gemeinsamen Haushaltung erwartete. Durch den inzwischen erfolgten Tod des väterlichen Oheims war er der Erbe von dessen Gutshälfte geworden. Seine Bedürfnislosigkeit und der wachsende Ertrag der

Landgüter im damaligen Zeitpunkt setzten ihn in den Stand, 1844 auch die vom Vater eingebüßte andere Hälfte zurückzukaufen, so daß er sich im Vollbesitz des geliebten Stammguts befand, auf dem er hinfort zu leben Willens war.

Bei großer Neigung zur Landwirtschaft blieb, aller gegenteiligen Bemühungen unerachtet, das Verhältnis zu ihr für Ulysses Adalbert ein platonisches. War er doch auf diesem Gebiete durchaus unpraktisch und eignete sich keineswegs zum Kontakt mit den erforderlichen Arbeitskräften. Er befand sich am besten bei einem System von Ganz- und Halbpachten, bei dem er nach und nach jeden der drei Söhne einer mit viel Nachsicht behandelten alten Pächterswitwe an die rechte Stelle brachte.

Dem Usus der Ämterabfolge bei den Standesgenossen war er von Anfang an entschlossen, sich zu entziehen. Ihn ekelte vor einer persönlichen Beteiligung an der Politik. Er war bereit, Gemeindegeschworener zu werden, aber nicht einmal zum Ammann wollte er sich hergeben. Als Geschworenen fand ihn der Stundenschlag auf seinem Posten im Rathaus, das er auf den Stundenschlag auch wieder verließ. Die widerwärtigsten Obliegenheiten besorgte er mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, die sein übriges Tagewerk auszeichnete und die so groß war, daß selbst seine Hühner Zeitsinn erwarben und in stürmischer Aufregung um 12 Uhr mittags unter dem bestimmten Fenster des von ihm zu streuenden Futters harrten. Die lakonischen, nicht selten drastischen Notizen in seinem Amtsjournal gestatten Zweifel, ob die Behördemitglieder es den Hühnern an Gelehrigkeit gleich taten. Jedenfalls hat sein Eindruck auf die tüchtigen unter ihnen lange nachgewirkt. Noch bei der Abstimmung über die Bundesrevision 1873 benützte der damalige politische Führer den Umstand, daß er seine Ansicht zufällig kannte, zur Propaganda. Nicht vergeblich! Das Volk urteilte: Ja, wenn der „Heer“³ so denkt, so kann man trauen, denn der hat nichts *für sich* davon.

Von 1838—1852 tat der Schloßherr in Gemeindeangelegenheiten mit, aber bis an sein Lebensende behielt er Herz und Hand für die Bauern seines Kreises offen und erwies manchem

³ Der „Heer“ (Herr) kurzweg hieß er bis zuletzt in der Umgebung.

mühevollen Gefälligkeiten, um die er bei politischen Strebern umsonst nachgesucht hätte. Wie er auch keine Rechnungen auf-
laufen ließ, sondern Bäcker und Metzger, Schneider, Schuster
und alle Arbeiter bar auszahlte und dem in Verlegenheit Ge-
ratenen, den er als solid kannte, Vorschuß gewährte!

All das betrachtete Ulysses Adalbert als Pflicht und Folge,
die seiner sozialen Stellung entfloß. Seine intimen Interessen
waren anderer Art. In den Mannesjahren beschäftigte er sich
viel mit Botanik, Meteorologie, Philologischem und Histo-
rischem. 1832 wurde er ordentliches Mitglied der Naturfor-
schenden Gesellschaft in Graubünden, 1833 der botanischen in
Regensburg, 1837 der geschichtsforschenden in Graubünden,
1840 der naturforschenden der Schweiz und 1858 Ehrenmitglied
der naturforschenden in Graubünden. Der schweizerischen
meteorologischen Gesellschaft hat er als Mitglied seine Beob-
achtungen bis zum Jahr 1883 eingesandt.

Wiederholt ist ihm der fast unerhörte Vorwurf gemacht
worden, er schreibe zu wenig und zu kurz, es geschehe zu selten,
daß er etwas von seinem großen Wissen mitteile. Dann er-
klärte er seine Zurückhaltung aus dem bei seinem Vater wahr-
genommenen „Zuvielschreiben“, wofür er wenig Dank geerntet
habe. Oder er sagte mit Bitterkeit: ich *will* vergessen sein, und
fiel heftig in die Rede, wenn etwas Vergangenes hervorgehoben
wurde: Was war, hat keinen Wert, nur das gilt, was ist. Er
konnte nicht, wozu sein Vater fähig gewesen war, aber er an-
erkannte die Größe der Gesinnung, die diesen geleitet hatte.
So schrieb er an Prof. R. Wolf, der ihn um Daten zur Bio-
graphie von Karl Ulysses angegangen hatte, am 21. Mai 1860:
„Was ich ewig an ihm verehren werde, ist, daß er trotz der ge-
drückten ökonomischen Lage, in der er sich befand, trotz der
traurigen Erfahrungen, die er über den Undank der Republi-
kaner gemacht, immer unermüdlich war mit Rat und Tat . . .
unendlich viel am Schreibtisch arbeitend...“⁴ Auch auf wissen-
schaftlichem Gebiet hielt Pessimismus Ulysses Adalbert von ex-
pansiver Äußerung ab.

Auf das Wenige hin, was er veröffentlichte, oder veranlaßt
durch ein eben vorliegendes Studium, ist Ulysses Adalbert zeit-
weilig mit Autoritäten verschiedener Fächer in Briefwechsel ge-

⁴ R. Wolf, Biographien zur Schweizergeschichte B. 4, S. 303—304.

wesen. Es sind Briefe erhalten aus den Jahren 1840—1850 von Bertolini, O. Heer, F. Schultz, Reichenbach jun., Plieninger, Fr. Diez, L. Steub und Gobineau. Manche andere, frühere und spätere, fehlen, so derjenige, in dem der als Professor in Chur gestorbene Chr. Brügger Bericht erstattete über die Freude der Studenten beim Auspacken der dem Polytechnikum in Zürich 1866 zum Geschenk gemachten zirka 5000 Spezies aus Korsika, Südfrankreich, Veltlin, Graubünden umfassenden Pflanzensammlung. Das Dankschreiben der Behörde ist vom 27. Dezember. Mit der Absendung dieses Werks, während dessen letzter, eingehender Prüfung er gleichsam das ganze Stück Leben rekapituliert hatte, mit dem es verwoben gewesen, fand die botanische Periode für Ulysses Adalbert ihren Abschluß, Füße und Augen leisteten nicht mehr die nötigen Dienste für das Aufsuchen und die genaue Besichtigung der Pflanzen. Nicht daß er aufgehört hätte, in die botanische Wildnis seiner „Garten“ genannten Schloßterrasse allerhand Samen einzusenken, aus Edelobstkernen neue Sorten ziehen zu wollen, sich am Gewirr der von überall her angesiedelten Kräuter etc. zu ergötzen! Einen Tamariskensbaum, so hoch und schön, wie er selbst in Südfrankreich selten vorkommen soll, dessen Verlust er im Jahr 1866 erleiden mußte, betrauerte er schmerzlich. Niemand außer ihm durfte diesen, nach Norden von der Schloßmauer geschützten abgeschlossenen Bezirk betreten, dem es zwar immer mehr an Pflege fehlte, in den aber auch wenig Feinde drangen. Noch in seinen letzten Lebensjahren bewegte sich der Besitzer am liebsten hier. Da konnte man ihn wohl im Vorfrühling in der von Vögeln und Pflanzen erfüllten Wildnis sich bücken sehen und erfreut rufen hören: So bist du auch schon da! Aber er ließ das erschlossene Blümchen stehen, dem er den Genuß eines Sonnentages so wenig kürzen wollte, als er einst seinen Kindern gestattet hatte, aus bloßer Habgier Blumen zu raufen.

Ein Brief von Fr. Diez vom 28. Juli 1845 weist darauf hin, daß Ulysses Adalbert sich mit dem Gedanken der Herausgabe eines romanischen Wörterbuchs trug. Sie ist nicht erfolgt, doch hat er viel Material dazu gesammelt. Alles Dialektische, vom Mittelhochdeutschen und Altfranzösischen zum Venezianischen und Sardischen und zum Oberländer und Engadiner Romanisch zog ihn an. Das Zustandekommen des bündnerischen Idiotikons

von Pfarrer Tschumpert verfolgt er mit Teilnahme. Noch mehr! Sein ungewöhnlich feines Ohr erhaschte die kleinsten Variationen der Aussprache von Tal zu Tal, von Ort zu Ort. Er beklagte, daß sich die Unterschiede allmählich verwischten, weshalb er auch seiner Frau ans Herz legte, sich ihre Maienfelder Besonderheiten angelegen sein zu lassen. Durch die frühe Abgewöhnung des Bündner und Annahme eines leicht schwäbisch lautenden Deutsch war ihm der heimatliche Dialekt nicht wieder geläufig genug geworden, daß er bei raschem Reden, besonders Schelten nicht unwillkürlich ins Schwäbeln geraten wäre. Englisch und Spanisch eignete er sich durch Selbststudium in höherem Alter noch hinreichend an, um beide Sprachen mühelos zu lesen.

Hand in Hand mit dem Sprachlichen ging das Historische. Vaterländische, besonders bündnerische Geschichte fesselten seine Aufmerksamkeit und er begrüßte die Veröffentlichung der alten Quellen als einen großen Fortschritt. Dennoch, oder vielleicht eben deshalb, schrieb er am 30. April 1873: „Hypothesen über die Rätier und über Rätien, davon bin ich satt bis über die Ohren hinauf.“

Aber mittlerweile waren Ulysses Adalbert längst Bereicherungen und Verluste anderer Art erwachsen.

Bei der Schwierigkeit im persönlichen Umgang, die er nie ganz überwand, war das Zusammenleben mit der jüngern Schwester eines Tages in die Brüche gegangen. Sie zog nach Chur, wo die ältere, verwitwete⁵ bereits wohnte. Die drei Geschwister waren sich auf ihre Weise gut, aber sie vertrugen sich nur à distance oder bei kurzen Begegnungen. Die weltgewandte ältere Schwester war kinderlos, der Marschlinser Stamm, stand auf zwei Augen. Hier trafen Wünsche und Erwägungen der beiden einmal zusammen und daraus entsprang der größte Glücksfall in des Bruders Leben. Er gewann eine schöne, kluge, ebenso gleichmäßig heitere als einfache und seelisch vornehme Frau an Fräulein Ursula Margareta von Salis-Maienfeld, mit der er sich im März 1847 verheiratete.

Die zwei ersten Kinder, welche dieser Ehe entsproßen, starben zwei Stunden auseinander. Erschüttert meldet der Vater

⁵ Frau Oberst v. Pestalozzi (1793—1871). Ihr Mann war durch seine Schwester Ursina, die Gattin des Dichters, ihr Oheim.

am 22. Dezember 1849 morgens 9 Uhr: „Unsere beiden Engel sind nicht mehr. Gottes Hand liegt fürchterlich schwer auf uns. Dein unglücklicher Bruder.“

Ein zweiter Knabe berechtigte durch außergewöhnliche Begabung zu den schönsten Hoffnungen. Eine Gehirnentzündung raffte ihn 1859 dahin. Es blieben zwei Töchter. Die Fortdauer des alten Namens war unterbunden. Das hat der in seinem starken Stammesgefühl getroffene Mann nie verwunden, dagegen kamen die minderwertigen Töchter nicht auf. Doch den alten Marschlinser Traditionen getreu geschah für ihre Erziehung alles, was er — der in der „femme savante“ eitel Widernatur sah — dem weiblichen Geschlecht angemessen fand. Der Mann, für den pekuniärer Besitz nur insofern Wert hatte, als er den Menschen unabhängig macht, kannte in diesem Punkte keine Knauserei.

Der Verkehr mit der Familie, die im ersten Stock wohnte, beschränkte sich auf das Erscheinen des Vaters beim Mittagessen, wobei er eine Stunde sitzen blieb und heiteres Gespräch liebte, und dem Besuch der Kinder bei ihm oben zwischen halb sieben und sieben Abends. Als die Töchter nach langer Abwesenheit in Pensionaten dem Elternhaus wiedergegeben waren, trat zum Umgang mit der mütterlichen Familie, auf den Frau von Salis sich auf Wunsch des Gatten beschränkt hatte, der mit einigen Altersgenossinnen der jungen Mädchen und mit väterlichen Verwandten. Kam der Hausherr trotz der Anwesenheit von Besuch zum Mittagessen, so bezauberte er den dergestalt Ausgezeichneten ebenso unfehlbar im Gespräch und durch seine Manieren, wie seine Bekannten, wenn er sie in Chur im Kasino traf. Geistsprühend hieß er gleichermaßen bei Wohl- und Abgeneigten.

Weil Ulysses Adalbert nahezu 91 wurde und selten einen Arzt sah, bildete sich die Sage, daß er außerordentlich gesund gewesen sei. Der übliche Trugschluß robuster Erdenkinder bei zarten, leidenden und schweigsamen, — Menschen, an die akute Krankheiten selten herantreten. Aus ihm heraus wurden seine Eigenheiten falsch beurteilt. Gerade in dem, was der letzte Marschlinser sich trotz der Verhältnisse abgerungen hat, stellt er sich als einen Meister in der Lebenskunst dar. So unfehlbar er im Gesellschaftstreiben und in einer öffentlichen Laufbahn

das Opfer der von der Mutter ererbten, extremen nervösen Reizbarkeit geworden wäre, so gewiß hat der einförmige Tageslauf des einsiedlerischen Gelehrten für ihn die weiseste Ökonomie der Kräfte bedeutet. Materiellen Komfort, geschweige denn einen üppigen Alltagsapparat begehrte und entbehrte er nicht; dagegen lag ihm als ein Lebensbedürfnis im Blute, was viele als geistigen Luxus einschätzen. In Frankreich, von seinem spärlichen Solde lebend, war er reich genug für botanische Nebenausgaben und konnte zuweilen wohlhabenderen Kameraden aushelfen. Dennoch hielt er dafür, der Verschwender habe ihm näher gelegen als der Knicker, und bei genauem Zusehen erweist sich das als richtig. In der für seine sensitive Natur doppelt harten Schule der Abhängigkeit hatte er gelernt, mittels strenger Selbstzucht die ursprüngliche Großzügigkeit der Instinkte zu bändigen und den Umständen untertan zu machen.

Nach 1838 hat er meistens in Marschlins gelebt. Kurze Aufenthalte in St. Moritz, Pfäfers, Kannstatt waren durch seine Gesundheit veranlaßt. In Chur, wo er jahrelang sein Zimmer beibehielt, sah man ihn zuweilen. Nach dem Tod des Sohnes gelangte er selten mehr über den Kreis der Fünf Dörfer hinaus. Einmal noch lockte ihn der Bodensee nach Friedrichshafen. Während einer Vakanz führte er Frau und Töchter eines Nachmittags nach Seewis, wobei er nicht versäumte, die mit der Nase in der Luft laufende Jugend im Gebüsch zur Seite eines rieselnden Wasserleins auf die Schoten und ein paar verspätete Blüten der Springbalsamine aufmerksam zu machen. 1867 stieg er mit seiner Jüngsten durch den damals sehr vernachlässigten wüsten „Tritt“ nach Valzeina hinauf und über den Sattel nach der Klus herab. Dabei gab's eine kleine Orchis und viel Erika zu sehen. Aber der Gang bekam ihm nicht, starke Rheumatismen warnten den Siebziger, von seinen Bergen zu lassen. Selbst die Weinberge zu Zizers, die er zur Zeit der Lese zu besuchen gewöhnt war, reiften nachgerade die schönsten Trauben nicht mehr für ihn.

Von den Absonderlichkeiten des Herrn von Marschlins ist selbstverständlich Kunde auch in weitere Entfernung gedrungen und soviel bleibt wahr, an natürlicher Originalität — heute ist ihre Pose an der Tagesordnung — kam ihm nicht bald jemand gleich. Sein Landsitz als Objekt der Neugier für gelangweilte

Nebenmenschen — das ging ihm wider den Strich. Kaum Alleinherr darauf, ließ er, um ihr Ziel zu verrücken, in das Bündner Tagblatt setzen: „In dem von Feind und Freund ausgeplünderten Marschlins hat niemand mehr etwas zu suchen.“ Ein Jahrdreißig darauf geschah es, daß er vom Garten her den Hof betrat, als eben einige Herren durch Tor und Bogen hereinkamen. Einer von ihnen vermeldete ihm, der Großherzog von Sachsen-Weimar wünsche das Schloß zu sehen. Gelassen entgegnete er: Der Großherzog hat soviele Schlösser in seinem Land, mag er die besehen! Wie seine betagte ältere Schwester der Verwunderung darüber, daß sie ihren Kaffee ohne Zucker trank, mit der Bemerkung wehrte, sie stamme aus den Zeiten der Kontinental Sperre, so haftete ihm aus der Jugend eine Sparsamkeit im Gebrauch von Papier an, welche höchst drollige Intermezzi herbeiführte. Wahrscheinlich geht auch seine unverwüstlich klar gebliebene, durch die Kurzsichtigkeit begünstigte zierliche Schrift auf diesen Umstand zurück. Was in solchen Fällen zu geschehen pflegt, geschah auch hier, die Legende bemächtigte sich schon des Lebenden, indem sie, an seine Eigenheiten anknüpfend, allerhand Übertriebenes und Verzerrtes herumbot.

In den letzten zehn Lebensjahren beschränkte sich Ulysses Adalbert auf sein Gut und größtenteils auf Zimmer und Garten. Um 5 Uhr morgens aufstehend, machte er um 6 Uhr in seinem Stockwerk den ersten meteorologischen Rundgang, den er fünfmal des Tags wiederholte. Frühstück um 6, um 12 Mittagsmahl, abends 7 Nachtessen, alles höchst frugal, doch mit ausgesprochener Vorliebe für Zucker und Honig, um 9 Uhr Schlafengehen! Auch nach 1883 setzte er seine meteorologischen Aufzeichnungen noch fort, nur ging er nach Niederschlägen nicht mehr in den Garten hinunter, sondern ließ sich die Meßinstrumente heraufbringen. Desgleichen durfte das Holz, das er nicht — wie Gladstone — zu hauen, wohl aber zu scheiten, und sein Ofen, den er zu heizen gepflegt hatte, beides um sich Bewegung zu verschaffen, jetzt für ihn besorgt werden. Auch schlief er ein paar Stunden des Vormittags im Lehnstuhl. Seine Zeitungen etc. las er wie ehemals, ging nach jeder Mahlzeit eine bestimmte Minutenzahl lang im Zimmer auf und ab, führte seine Bücher und sah bei ihren weit auseinander liegenden Anwesenheiten die

verheiratete Tochter⁶ und vorübergehend die Enkelchen, von denen der jüngste, der seinen Namen trug, sein Liebling war. Klagen war seine Sache nicht; nur gelegentlich äußerte er: Man muß niemandem wünschen, alt zu werden, oder schrieb: „Reichtum, Liebe zum Studium, Glaube an den Wert des Menschenruhms, alles das ist Vanitas vanitatum — ohne eine unverwüstliche Gesundheit und einen sonnigen Himmel.“ Aus diesen Empfindungen heraus versetzte er sich in die Lage der Armen im Alter und stiftete ein Vermächtnis zugunsten von denen unter seinen Mitbürgern im nahen Dorf, die alt und arm wären.

Einige Anfälle von Wassersucht wichen der Behandlung eines verständigen Arztes. Der Greis war wohl müde, aber eine Abnahme der geistigen Fähigkeiten, z. B. eines vortrefflichen Gedächtnisses, machte sich nicht fühlbar. Er, den der deutsch-französische Krieg noch einmal in heller Begeisterung für Deutschland hatte auflodern lassen, der Bismarck so bewunderte, daß er 1873 schrieb: „Neue Bekanntschaften mache ich keine, und wenn es meinem Liebling, dem Fürsten Bismarck gälte“, betrachtete den Horizont der Weltereignisse noch immer *con amore*. Temperamentvoll bis zum Schluß, schaffte er nach halbhundertjährigem Abonnement die Augsburger Allgemeine ab, weil ihn eine Parteinahme verdroß, und griff auf den ihn „anheimelnden“ Schwäbischen Merkur zurück.

Kurz nach Weihnachten 1885 erlitt er einen Hirnschlag, von dem er sich wieder zu solcher Klarheit erholte, daß er einmal sich zu der jüngern Tochter ausführlicher über seine Familiengefühle aussprach als je zuvor. Aber im Februar 1886 traf ihn ein zweiter Schlag, in dessen Folge am 14. der Tod eintrat. Am 17. wurde er auf dem Friedhof von Igis zur Ruhe bestattet, neben der Kirche, welche die Gruft seiner Vorfahren umschloß und in der das vom Gründer der Linie Marschlins errichtete Grabdenkmal auch den Namen ihres Letzten im Mannesstamm trägt.

Es gibt aus keiner Lebensperiode eine bildliche Darstellung von Ulysses Adalbert. Den Wünschen der Familie wich er aus, die Zusage an Fachgenossen scheiterte an der Unlust, sich vom Ort zu bewegen, der Kodak, der ihn unversehens festgehalten hätte, bestand noch nicht. Eine Briefzeile des Oheims Johann

⁶ Die am 6. Oktober 1915 gestorbene Pauline, geschiedene Conrad.

Ulrich meldet, daß er fünf Pariserfuß zwei Zoll hoch gewachsen war, als er 1812 zur Universität abging.

Mir ist nun freilich, als sähe ich den alten Mann mit dem mächtig geformten Schädel und dem geräumigen Gesicht, in denen etwas Platz hatte, leibhaft vor mir. Die strahlenden Blauaugen blicken so feurig, daß es manche gar nicht inne werden, daß er auf dem linken schielt (wenn er das andere schloß, so nahm es die richtige Stellung an), und die Rede geht, niemand könne dem Herrn Hauptmann ins Gesicht sehen und ihn zugleich anlügen. Der graue Bart reicht bis zur Brust, das silberne Haupthaar ist reich und lockig. Er geht etwas zur Seite geneigt, den Tonkrug mit dem Monogramm des Vaters auf dem zinnernen Deckel, in dem er sich Trinkwasser holt, in der nervösen Hand. Jetzt hebt er lauschend den Kopf . . . sein Ohr täuscht ihn nicht, er hat den Dompfaffen gehört und sucht des schönen, bunten Vogels ansichtig zu werden. Fremde haben dicht vor dem Brunnen den Schritt gehemmt und betrachten mit kritischen Blicken die Erscheinung, die keine Notiz von ihnen nimmt. Sind es Menschen mit feiner Witterung, so verspüren sie trotz der Einfachheit des Rockes und der bescheidenen Verrichtung die Nähe von etwas Ungewöhnlichem. Gobineau hätte ihr die Merkmale des arischen Edelmenschen von Haupt und leuchtenden Augen abgelesen.

Mannschaftsrodel der französischen Gardekompanie Salis-Zizers vom Jahre 1789

(Nach einer Handschrift im Schlosse Zizers.)

Mitgeteilt von Rektor Dr. Constanz Jecklin, Chur.

*Regiment des Gardes Suisses, Compagnie de Monsieur le Baron
de Salis-Zizers (1. Mai 1789).*

Religion	Noms des hommes	Lieux de Naissance et Canton	âge entré au service de France
c	Baron Henry de Salis	de Zizers en Grison	
c	Jean Paul de Bergamin	d'Obervatz en Grison	
c	Henry de Blumental	de Rodels en Grison	
c	Alex. de Zimmermann	au reginere ¹ de Luzerne	
c	Antoine de Mont	de Schleuis en Grison	